

unterscheidet: „Jesus the Splendor“, „Jesus the Apostle of Light“, „Jesus the Judge“, „The Immanent and Suffering Jesus (Patiabilis)“, „Jesus the Youth“, „Jesus the Moon“. Jede dieser Jesus-Figuren wird nochmals in weitere Aspekte differenziert. Die Autorin referiert und kommentiert dabei jeweils alle relevanten Stellen aus den manichäischen Texten. Nach den ersten drei und den zweiten drei „Jesus-Figuren“ gibt es jeweils eine Zwischenbilanz, in welcher die drei Figuren in ihrer Beziehung zueinander nochmals kurz beleuchtet werden.

Als wesentlichstes Ergebnis der Untersuchung nennt Franzmann die Erkenntnis, dass zumindest für die Frühphase des Manichäismus von *einer* Jesus-Gestalt auszugehen ist, welche sich in den genannten Figuren bzw. Aspekten zeigt, welche aber keine eigenständigen Gestalten sind. Damit bestätigt sie die These von Eugen Rose, in „Die manichäische Christologie“ aus dem Jahre 1979.

Die drei Jesus-Gestalten „Jesus der Glanz“ (Splendor), „Apostel des Lichts“ und „Richter“, in welchen Jesus als Retter- und Erlöserfigur besonders präsent ist, sind dabei weit stärker vertreten und besser konturiert als die anderen. Bezüglich der schon von Augustinus thematisierten Frage, wie die Körperlichkeit Christi angesichts der manichäischen Ablehnung der Materie zu verstehen sei, plädiert Franzmann für eine sehr differenzierte Sicht in der ebenfalls zwischen Mani und späteren Ausformungen des Manichäismus zu unterscheiden sei.

Die Arbeit wird durch eine Bibliographie und einen umfangreichen Index aller zitierten manichäischen Schriften ergänzt.

Majella Franzmann bietet mit diesem Buch eine angesichts der Vielfalt manichäischer Texte willkommene Zusammenschau der Jesus-Darstellungen bzw. -Figuren, deren inhaltliche Zusammenhänge und innere Zusammengehörigkeit sie herausarbeitet. Damit liefert die Religionswissenschaftlerin einen wertvollen Beitrag zu einem zentralen Thema manichäischer Theologie.

Graz

Theresia Heimerl

Fairbairn, Donald: *Grace and Christology in the Early Church*, (= Oxford Early Christian Studies) Oxford, (Oxford University Press) 2003, XVII + 257 S.

Der Anspruch des vorliegenden Buches ist kein geringer: Es will die Relevanz des christologischen Dogmas der Alten Kirche für die heutige Ökumene mittels konventioneller historisch-kritischer Exegese pat-

ristischer Texte klären. Dazu untersucht der Verfasser, ob die christologischen Formulierungen des 5. Jhs „organisch“ aus dem neutestamentlichen Kerygma erwachsen und somit „schriftgemäß“ sind und ob es zu einem wirklichen inhaltlichen Konsens in der Christenheit der damaligen Welt gekommen ist. Nur in diesem Fall nämlich wäre in den betreffenden Entscheidungen der Alten Kirche eine wirkliche ökumenische Grundlage zu finden, auf der sich auch heute aufbauen ließe. Das ist nicht zuletzt deshalb eine spannende Frage, weil so manche kurz gefasste Geschichte der Alten Kirche oft eher den Eindruck erweckt, das christologische Dogma sei alleine das Ergebnis politischen Drucks und des Prestigestrebens einzelner theologischer „Schulen“ gewesen oder es habe gar keinen wirklichen Konsens gegeben, sondern nur Konsensformulierungen, die die unüberbrückbaren Differenzen in der damaligen Theologie zugedeckt hätten. Um es vorwegzunehmen: Der Verfasser kommt zu dem Schluss, dass im 5. Jh. in der Tat ein wirklicher Konsens erreicht wurde und Chalkedon mithin eine unüberbietbare Rolle auch für die heutige Ökumene spielen sollte. In einer nicht einmal 230 Textseiten starken Monographie kann kaum die altkirchliche Theologie Gegenstand der Untersuchung sein, deshalb wurden einige Einzeldenker als ihre Repräsentanten ausgewählt: Theodoret, Nestorius, Kyrill und Cassian. Diese begrenzte Auswahl schränkt zweifelsohne die Schlagkraft für die eingangs gestellte Relevanzfrage ein und sie wird m. E. auch nicht überzeugend begründet. Dennoch ist sie keineswegs ungeschickt, befinden sich diese vier im 5. Jh. doch in unterschiedlichen Lagern und sie sind außerdem relativ eigenständige Denker.

Interessant wird die Untersuchung dadurch, dass sich der Verfasser inhaltlich nicht von den gängigen anthropologisch-christologischen Spezialfragen leiten lässt, sondern die eminent theologische (man ist versucht zu sagen: reformatorische) Frage nach der göttlichen Gnade stellt. Freilich arbeitet dies der eigenen Argumentation zu: Denn in der ausgeklammerten Frage, wie genau „anthropo-christologisch“ Jesus Christus zu denken ist, also wie dualistisch, dichotomisch oder unionistisch der „wahre Gott und wahre Mensch“ zu verstehen ist, wurde in der Alten Kirche eben kein wirklicher Konsens erreicht. Mit der Abwertung der theologischen Relevanz dieser komplizierten und heute kaum noch verstandenen Frage ist also das Ergebnis bereits teilweise entschieden – was freilich bei überforder-

ten Theologiestudierenden in vielen Hörsälen auf dankbare Zustimmung stoßen wird, wenn es auch kaum der damaligen Diskussionslage entspricht.

Diese Entscheidung versucht der Verfasser aus der Sache heraus zu begründen: Hinter all dem steht die These, der zentrale Punkt der christologischen Debatte sei das Geschenk der göttlichen Gnade und nichts anderes gewesen. Nach der in Chalkedon unterlegenen Meinung von Nestorius und Theodoret können die Menschen durch dieses Geschenk der Kooperation Gottes aus dem jetzigen Zeitalter in das zukünftige voranschreiten, wie es Jesus Christus vorgemacht hat, der als einzigartig begnadeter Mensch dieses Geschenk Gottes an die Menschen zu vermitteln imstande ist. Kyrill von Alexandrien wehrt sich gegen diese Vorbild- und Mittlerfunktion Christi und vertritt die Vorstellung einer unmittelbaren Gabe der Gnade Gottes an die Menschen. Wenn wir Gnade empfangen, dann direkt von Gott – sei es vom Vater, vom Sohn oder vom Heiligen Geist. Deshalb kann Christus seiner Natur nach nur Sohn Gottes sein, sonst gäbe es diese Unmittelbarkeit nicht. Bemerkenswerterweise gelingt es dem Verfasser nachzuweisen, dass der ansonsten so anders geartete Denker Cassian hier mit Kyrill voll und ganz überein stimmt: Nur wenn Christus der Logos selbst ist, kann er zum wirksamen Gnadenspender für die Menschen werden. Mit anderen Worten: Nur wenn Gott, der Logos, im Fleisch gewordenen Christus selbst auf Erden war, kann der Mensch an der göttlichen Gnade Anteil haben. Ohne das Bekenntnis „wahrer Mensch und wahrer Gott“ gibt es demzufolge keine christliche Hoffnung.

Leider hat der Verfasser nicht auch Athanasius ein eigenes Kapitel gewidmet (obwohl er immer wieder auf ihn zurückkommt). Selbst wenn die Gnadenlehre nicht das Kernstück der Theologie des Athanasius bildet, so ist er es doch, bei dem die christologische Verbindung zwischen *cavriý* und *fuvsíý* zum ersten Mal größere Bedeutung erlangt. Damit ist jedoch auch schon angedeutet, weshalb Fairbairns Monographie einen Platz in jeder patristischen Bibliothek wird beanspruchen können: Er macht eindrucksvoll deutlich, wie weit die Theologie in dieser Frage seit der Mitte des 4. Jh.s fortgeschritten ist. Wenn der Verfasser allerdings auch Augustin zugunsten von Cassian weitgehend ausblendet, dann sind doch Zweifel angebracht, ob seine Thesen der altkirchlichen Theologiegeschichte wirklich gerecht werden. Vielleicht lässt sich das Thema in dieser Kürze eben doch nicht abhandeln, ohne es zu sehr auf *eine*

(außerdem sehr westliche) Sicht der Dinge zu reduzieren – auch wenn das alles zu einer guten und angenehmen Lesbarkeit dieses Buches führt.

Angesichts der Tatsache, dass z. Zt. zwei in der Patristik ausgewiesene und schwierige Fragen nicht scheuende Universitäts-theologen, Rowan Williams und Wolfgang Huber, an der Spitze der evangelischen Kirchen Englands und Deutschlands stehen, mag die Ökumene aus diesen Ergebnissen jedoch vielleicht neue Hoffnung schöpfen. Das Buch demonstriert nämlich eindrücklich, dass man zu wirklichen ökumenischen Fortschritten schon in der Alten Kirche nicht durch Einigungen auf kleinsten gemeinsamen Nennern, sondern durch ehrliches Ringen mit tiefen und vor allem auch beschwerlichen theologischen Fragen kam, bei denen es im wahrsten Sinne um Kopf und Kragen ging – nämlich darum, ob für den Menschen die christliche Hoffnung theologisch denkbar ist oder nicht.

Birmingham

Ulrich Vop

Heid, Stefan: Kreuz – Jerusalem – Kosmos. Aspekte frühchristlicher Staurologie (= JAC. E 31), Münster (Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung) 2001, 294 S., 50 Abb., ISBN 3-402-08116-4.

Der Leser wird sich vielleicht an dem Wort von der Staurologie stoßen, das nicht unbedingt zum allgemein gebrauchten theologischen Vokabular zählt, doch die Fülle des Materials, das der Verfasser präsentiert und die spannend zu lesende Entwicklungsgeschichte einer vielfältigen frühchristlichen Deutung des Kreuzes Christi legitimieren nicht nur hier diesen Fachaussdruck. – Der Vf. liefert mit seiner Habilitationsschrift einen Einblick in jenen äußerst vielschichtigen Prozess, in dessen Verlauf aus dem massenhaft gebrauchten schändlichen Hinrichtungsinstrument das Zeichen eines großen göttlichen Mysteriums wird. Was bei Paulus noch Torheit und Ärgernis ist, wird im Laufe des 2. und 3. Jh.s immer mehr seiner realen Scheußlichkeit entkleidet und zum Symbol eines umfassenden kosmischen Geschehens. – Die Untersuchung geht dieser Entwicklung nach und konzentriert sich dabei auf Jerusalem mit dem Golgota und dem Ölberg als Zentren einer expliziten Kreuzestheologie, die an diesen Orten nicht nur symbolisch, sondern auch topographisch festgemacht werden kann. Die Arbeit ist unterteilt in zwei Hauptteile, die jeweils in zwei Unterteile eingeteilt sind. Ein ausgezeichneter Bildteil illustriert, wie schon früh die